

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 32

Artikel: Drei Leben
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 5. August

Abend im Städtchen.

Von Walter Dietiker.

Alle Gassen sind nun leer,
Alles Leben ruht nun gerne.
Aus der weiten Himmelsferne
Glänzen nur die goldnen Sterne
Auf die Türme, Dächer her.

Und mit Schlummeraugen steht
Jedes Haus, und über schlanken
Giebeln schweben noch und schwanken
Käuchlein, blaue Traumgedanken,
Bis ein Windhauch sie verweht.

Und es lächelt stillgemut
Auch das Standbild auf dem Bronnen,
Träumt von Zeiten, die zerronnen — —
Längst hat Laub die Wehr umspinnen,
Die auf seiner Schulter ruht . . .

Alle Gassen sind nun leer,
Alles Leben ruht nun gerne.
Aus der weiten Himmelsferne
Leuchten nur die goldnen Sterne
Auf die Türme, Dächer her . . .

□ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold.

1

I.

In der neuen Wohnung des Arztes Hans Morner duftete es noch stark von Bodenwische, neuen Möbeln, Kamfer und Naphthalin. Seit einer Woche wurde gepuht, geschleuert, gebohnt, eingeräumt, ausgeräumt, eingepackt, ausgepackt. Dr. Morner hatte Umzug gehalten. Aus dem belebten Stadtimern war er ins neue Viertel gezogen, in ein großes, schönes Haus. Er konnte es fast nicht glauben, daß er nun hier bleiben sollte, in den Zimmern, die hohen Sälen glichen. In der alten Stadt war er so beengt gewesen, hier nun wohnte er in hohen, luftigen, sonnigen, hellen Räumen. Es war eine große Arbeit gewesen, dieser Umzug. Jetzt aber waren die Zimmer eingeräumt. Das hatte Aerger abgeseht, bis alles in Ordnung war. Es fehlte zwar noch vieles, aber nach und nach gedachte Morner sein Heim „bis aufs i-Tüpfel“ fein auszustaffieren. Vorläufig mußte er freilich seine Wünsche noch zügeln, seine Mittel waren erschöpft; denn die Wohnung war viel größer, hatte vier Zimmer mehr als die vorige, und diese Räume konnte er darum noch nicht alle komplett möblieren, wie er es wünschte. Sprechzimmer, Laboratorium, Vorzimmer, Ez- und Schlafzimmer waren fertig. Im Operationszimmer standen die neuesten und besten Apparate und beruflichen Hilfsmittel. Im Labora-

torium standen neue Geräte zu wissenschaftlichen Untersuchungen. Das Sprechzimmer war sogar hochfein und luxuriös ausgestattet.

Nun war Dr. Morner schon sechs Wochen in seiner „Herrschaftswohnung“ und noch immer ging er täglich mit innigem Behagen durch die Stuben und Säle. Er hatte viel zu tun gehabt heute; aber er empfand keine Müdigkeit mehr, wenn er am Abend überall prüfend herumging, dort etwas entdeckte, hier etwas sah, was noch nötig war. Er fand immer noch ein Möbelstück zu verrücken oder umzustellen, oder Bilder auszuwechseln, die nicht am richtigen Plak hingelen. Seit sechs Wochen war er noch keinen Abend an den Bierisch gegangen, um Kollegen und Bekannte zu treffen. Vielleicht blieb er auch darum dem Stammtische fern, weil sein Jugendfreund, der Architekt Eduard Ketten, in Geschäften verreist war. Einige Freunde suchten Morner schon auf, um zu erfahren, was denn los sei, daß er sich gar nicht mehr im Kreise der Junggesellen im Gasthaus blicken lasse. Da zeigte ihnen der Arzt sein Werk und hörte die Bekannten seine tadellose Wohnung in allen Tonarten preisen. Und das freute ihn dann.

Heute sah er im Sprechzimmer und erwartete seinen Freund Ketten, der ihm die Rückkunft gemeldet. Er malte sich das Staunen des Zurückkehrenden aus, wenn er dies

alles mustern würde. Ueber dem Schreibtische hing nun auch Max Klingers „Christus im Olymp“, eine prächtige Heliogravüre. Morner hatte es eben noch aufgehängt, noch niemand sah es, Ketten sollte der Erste sein, es zu bewundern. Wieder ging er durch sämtliche Zimmer. Ja, nun war es bei ihm sauber. Er dachte an die Zeit, da er noch den „Hausdrachen“, die alte Anischka als Haushälterin hatte. Was war das jetzt für ein Unterschied, seit seine um sechs Jahre jüngere Schwester Berta bei ihm wohnte, die die Wirtschaft tadellos führte. Wie blank alles aussah, welsch eine Ordnung in den Schränken und Schubladen, nichts lag herum. Er brauchte nur einmal der Schwester zu sagen, wie er es gern haben möchte, und Berta tat es zukünftig ungeheißt. Als er eben aus seinem Privat-zimmer, das ganz hinten gegen den großen Hof hin lag, trat, kam die geschäftige Berta. Morner rief ihr zu: „Wenn also Ketten kommt, ich bin im Ordinationszimmer, führt ihn dann gleich zu mir, gel?“

„Jawohl, Hans.“

Berta war nie müßig, sie hatte von früh bis spät zu tun. Sie sprach fast nichts mit den Diensthöten, griff überall selbst zu, keine Arbeit war ihr zu gering. Sie fühlte sich im Hause des „Bruder Doktor“ so zufrieden, daß seit einiger Zeit auf ihrem schönen, ernsten, blassen Gesichte etwas wie innere Freude wiederschimmerte. Hier kam ihr alles vornehm vor, für sie viel zu reich, nicht aber für den Bruder, dem sie einen inneren Kultus widmete, so liebte und verehrte sie ihn seit frühesten Kindheit. Hier herrschte nicht die lästige Kontrolle einer mißtrauischen Schwägerin, die nie zufrieden gewesen, wie die Frau des andern Bruders in der Heimat, wo sie seit dem Tode der Mutter ein Gnadenbrot gegessen, für das sie wie eine Magd gearbeitet, aber ohne Lohn.

Morners Eltern waren Deutschböhmen gewesen. Die Großeltern hatten eine Fabrik besessen, die der Vater jedoch so herunterbrachte, bis alles Vermögen verloren ging. Der Alkohol hatte den Vater vergiftet und ihn ins Irrenhaus gebracht, wo er auch starb. Die ernste, vielgeprüfte Mutter brachte Kummer und Sorgen in einen Zustand von Schwermut, der ihre Seele oft tief verfinstert hatte. Aber mit aller Willenskraft hatte sie in den weniger schweren Stunden gegen den finstern Feind gekämpft und alles aufgewandt, um die drei Kinder zu erziehen. Hans konnte sie noch studieren lassen, der jüngere Bruder, Max, wurde Kaufmann und verheiratete sich mit 20 Jahren an eine wohlhabende, aber nicht hübsche Cousine. In diesem Jahre starb die Mutter. Berta war erst 18 Jahre alt. Der Verlust der Mutter verdüsterte ihr Gemüt so sehr, daß sie alle Freude am Leben verlor. Es war für sie heilsam, als im Hause des jungen Paares, zu dem sie jetzt kam, viel Arbeit auf sie wartete. So brach die Melancholie nicht durch, aber eine übertriebene Religiosität erwachte in Berta und wurde immer befestigter in ihr. Schon die Mutter war eine gläubige Protestantin, keine Kirchenläuferin, aber eine fleißige Bibelleserin gewesen. Die Schwägerin machte der armen Berta mit Sticheleien und Spöttereien das Leben schwer. Daneben war sie aber froh, daß Berta in ihrer Pflichttreue alle Arbeiten verrichten half und eine sorgliche Hüterin und Pflegerin der Kinder war, wenn das junge

Paar den weltlichen Vergnügungen nachließ. Fast zehn Jahre lang blieb Berta beim Bruder Max. Nie beklagte sie sich beim „Bruder Doktor“. Als nun Hans die Schwester zu sich nehmen wollte, gab es eine Feindschaft zwischen ihm und Max, denn die Schwägerin wurde plötzlich ängstlich, die Hilfe zu verlieren. Aber Hans bestand darauf, daß Berta zu ihm käme, um ihm, dem Junggesellen, den Hausstand zu führen. So war Bertas sehnlicher Wunsch „durch die Gnade des Himmels“, wie sie sagte, ohne ihr Zutun erfüllt worden. Sie durfte nun demjenigen dienen, den sie, nächst ihrem Gotte, am meisten verehrte.

Morner hing seinen Gedanken nach und ließ die Vergangenheit an seiner Phantasie vorüberfliegen. Vor sechs Jahren, als er sich niederließ, hätte er nicht gedacht, daß er bald ein Auserwählter würde, dem die Rosen blühen. Damals hatte er schwer zu kämpfen. Jetzt konnte er schon daran denken, sich einen Wohlstand zu erarbeiten und so sich und der Schwester ein sorgenloses Alter zu sichern. An die Ehe dachte er nicht mehr, und wohl auch Berta nicht. Er war gesinnt, Junggeselle zu bleiben.

Ja, vor 8 Jahren, da er noch den grenzenlosen Idealismus in sich wuchern spürte — damals, als die Tochter seines Chefs ihm Treue und innige Liebe geschworen —, da erträumte er eine herrliche Ehe mit ihr! Aber sie hatte ihm die Treue nicht gehalten und auch die Liebe fahren lassen, da es zu lange ging, bis er sich selbständig machen konnte. Am Tage, da er um ihre Hand anhalten wollte, bekam er die Verlobungsanzeige von den Eltern. Es war ein harter Schlag gewesen, denn er hatte das Mädchen mit seiner ganzen Seele geliebt.

Lange dauerte es, bis er das große Weh überwinden konnte. Noch jetzt durfte er nicht daran denken, ohne die alte Wunde wieder aufbrechen zu fühlen. Er wußte es wohl, daß die besten Familien ihm ihre Töchter gern gegeben hätten. Aber er hatte noch kein Mädchen gefunden, das er zur Gattin begehrt hätte. Und so blieb er in seinem Ernste immer mehr unnahbar, lebte nur seinem Berufe und der Wissenschaft und galt als ein großer Verehrer der schönen Künste.

Während Morner in sein Sinnen versunken, meldete sich Ketten. Eben wollte Berta noch die Türklinke polieren, da kam er im Sprunge die Stiege herauf und rief gleich:

„Grüß Sie Gott, Fräulein Berta! Grüß Sie Gott! Na jetzt sind Sie also da und leiten dem armen Junggesell'n die Wirtschaft. Das ist aber nett. Die Frau Hofrat hat mir schon g'sagt, wie brillant Sie alles zusammenhalten. Jetzt wird der Hans z'frieden sein und nicht mehr lamentieren wie früher. War das oft 'ne Wirtschaft! Manch ein Donnerwetter gab's, Maria und Joseph!“

Berta blieb schweigend stehen, ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr Gesicht. Ketten fragte gleich weiter: „Wo hat er denn jetzt sein Allerheiligstes, unser Hans? Ich kenn mich ja gar nimmer aus in dem Palais!“

Sie führte ihn ins Sprechzimmer, wo sich die Freunde herzlich begrüßten. Sofort pries Ketten:

„Ich sag Dir, Menschenkind, Du wohnst hier wie ein Padischah — welsch eine Pracht, ein Luxus, ein Geschmack, eine Eleganz!“



Ernst Leuenberger: Studienkopf.

„Hör auf! Lieber komm und schau Dir die Zimmer der Reihe nach an.“

Morner führte den Freund in seine Wohnung, und

dieser war des Lobes voll über das, was er sah. Vier Zimmer waren ganz neu möbliert, einfach, aber doch sehr vornehm. Im Operationszimmer und Laboratorium standen

die neuesten, vollkommensten Apparate und in aseptischen Glaschränken lag eine Menge funkelnder Instrumente. Wieder im Sprechzimmer angekommen, das eine blaue Tapete und fast schwarz gebeizte Möbel hatte, rief Ketten: „Das ist die Krone Deiner Schöpfung!“

Hier lag ein kostbarer persischer Teppich, den Morner billig auf einer Steigerung erstanden. Ein sehr schöner Messingleuchter mit sechs Glühkörpern hing in der Mitte des Zimmers und im Hintergrund prangte ein wirklich schöner Kamin in Schwarz-Marmor mit hohem Spiegel. Auf Rettens Angesicht lag ein Glanz der Freude. Auch Morners Züge waren hell vor Zufriedenheit.

„Ein Heidegeld muß aber die G'schicht kost haben!“

„Kannst denken! — 's macht mir Angst vor den Rechnungen, die ich zu erwarten habe. Aber die Hauptsache ist schon bezahlt. Muß nun sparen — aber es macht nix!“

„Ja, ja, es wird Dein Sparkreuzer zusammengeschrumpft sein. Aber Du darfst nicht vergessen, was ich Dir immer g'sagt hab: ein feiner Arzt muß elegant wohnen, das ist die vornehmste Reklame. Das ist gut angelegtes Kapital und bringt hohe Zinsen, weil Du feine Patienten dadurch gewinnst. Die Hauptsach' ist aber, daß Du nun zufrieden bist.“

„Gewiß, mir ist hier viel wohler, in jeder Beziehung. Es ist ein ganz anderes Leben, wenn man in solchen Räumen wohnt.“

„Das glaub' ich.“

„Und dann im Hauswesen Berta. Sie versteht's wirklich, alles flott zu halten, brauche mich um nichts mehr zu kümmern.“

„Bei Deinem Bruder scheint sie also doch viel gelernt zu haben, denn seine Frau führt ein flotttes Haus, glaub' ich.“

„Sie wird sich aber nie mehr zurücksehen nach dem Bruder Max. Seine Frau hat die arme Schwester ausgenützt wie eine Magd, nur mit dem Unterschied, daß sie ihr keinen Lohn gab.“

„So kommt's ihr jetzt hier wie im Paradies vor, gelt?“

„Sie hat immer alle Hände voll zu tun. Ich wollte gleich ein Stubenmädchen einstellen, aber sie ließ es absolut nicht zu. Später muß es doch geschehen, denn Berta kann mir viel mehr nützen als Assistentin. Sie hat ein wahres Talent; man braucht ihr nicht lange zu erklären.“

„Siehst Du, Menschenkind, was Du da für eine famose Hilfe hast!“

„Ja, wenn ich auf meines Freundes Rat geachtet hätte, dann wäre Berta nicht hier,“ sagte der Arzt mit etwas Sarkastischer Betonung.

„Oh, es ist nur meine Sorge um Dich gewesen, die mich . . .“ gab eifrig der Architekt zurück.

„Na, na!“ unterbrach ihn der Freund.

„Wirklich, lieber Hans! Schau, ich hab Dir ja gesagt: wenn's gut geht, dann um so besser. Aber ich kannte doch Berta und dachte, sie, die — die etwas finstere, schwarzeherische, strenge Bibelschichtin, und Du, der schöngeistige Heide. Das kann nicht gut kommen, sagte ich mir. Und dann, bei Deinem Launenwesen, Deinem Pessimismus, wie sollte da die orthodoxe Schwester mit der ererbten Schwermut der Mutter auf Deine so leicht empfängliche Seele im konstanten Umgange wirken? Es trägt eben oft der Schein und es ist, wie ich sagte: der Kopf, der Verstand tiffelt etwas aus, was in praxi doch ganz anders wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Maler Ernst Leuenberger.

(Zu seinem 60. Geburtstag.)

In stiller Zurückgezogenheit in Zollikon bei Zürich lebend, ist der Berner Maler Ernst Leuenberger beinahe in



Ernst Leuenberger. Nach dem Bildnis von Emanuel Schaltegger.

die Vergessenheit geraten. Lange Auslandsaufenthalte und wohl auch sein beharrliches Verweilen in den Kunstanschauungen seiner weit zurückliegenden Schulung mag diesen Umstand verschuldet haben. Im Herbst dieses Jahres nun wird Ernst Leuenberger sein 60. Wiegenfest feiern. Die Zollikoner Jubiläums-Ausstellung in erster Linie und nun auch die zwar wenig vollständige Ausstellung im Berner Museum erinnern uns Mitbürger an die Pflicht, das Verdienst dieses Künstlers, und mag es auch zum größten Teil in die Vergangenheit zurückweisen, mit unserm Interesse und mit einem freundlichen Gedenken zu ehren.

Aus seinem Lebens- und Entwicklungsgang ist uns nur Weniges bekannt. Ernst Leuenberger machte zuerst eine Lehrzeit durch in einer xylographischen Anstalt (Xylographie = Holzschnidekunst); dann, als sich ihm dieser Beruf zu wenig lohnend erwies und wohl auch aus immerem Bedürfnis heraus, trat er 1878 zur eigentlichen Kunst über. Er absolvierte zunächst in Stuttgart die Antikenklasse der Kunstschule, dann trat er in die Münchener Akademie der schönen Künste ein, die damals unter Pilotys Leitung stand. München wurde richtunggebend für seine ganze Kunstübung. Er fühlte sich zu großzügigen Aufgaben hingezogen. Auf die Münchener Zeit weisen die lebensgroße Landsknecht-Studie, sein Eingeborner der Venunda-Inseln, sein „Spanischer Bettler“ (Original im Zürcher Kunsthaus, siehe Abbildung S. 377). Während eines Aufenthaltes im Schwarzwald machte er an der Seite von Professor Landenberger bäuerliche Studien.